

Wo geht es weiter?

Autor(en): **Burckhardt, Lucius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **67 (1980)**

Heft 1/2: **Standortbestimmung**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-51433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lucius Burckhardt

Wo geht es weiter?

Die Architektur der siebziger Jahre ist nicht auf einen Nenner zu bringen und nicht nach einem einzigen Kategoriensystem zu kritisieren. Die durch die Nachkriegssituation bedingte Nachsitzstunde im internationalen Stil ging zu Ende; der darin erteilte Nachhilfeunterricht war vor allem von den Gewaltigen der Spekulationsbauerei und von den Baumaterialfabrikanten verstanden worden. Nicht zuletzt als gebaute Kritik dieser Entwicklung entfalteten sich die Entwurstile und Bauweisen der führenden Architekten zu einer synchronen Mehrstimmigkeit, die im übrigen der soziokulturellen Entfaltung unserer Gesellschaft durchaus entspricht. Wer über die Frage nachdenkt, was die siebziger Jahre geleistet haben und was wir davon als Ansporn in die achtziger Jahre mitnehmen können, der kommt um die – noch so oberflächliche – Separierung und Etikettierung einiger Tendenzen nicht herum.

Am Beginn der sechziger Jahre stand der Traum vom grossen Container, vom flexiblen Bauwerk mit disponiblen, ubiquitären Installationen, Klima, Energie, Son et Lumière an jedem Ort und aus jeder Steckdose. Dieser Traum stand im Zusammenhang mit Visionen einer künftigen, wie man damals sagte: «tertiären» Gesellschaft, die von der und für die Information lebt und immer weniger an Gütern, immer mehr aber an Medien orientiert ist. Prototyp dafür ist einerseits die Gesamtschule, mit der Vorstellung des individuellen Lehrganges des einsamen Schülers, der mit seiner Mappe im grossen Gebäude dorthin zieht, wo er gerade etwas zu seiner spezifischen vervollkommenung erfahren kann. Der Erwachsene, Mitglied der «Freizeitgesellschaft», verhält sich nach dem gleichen Muster im «Fun Palace», in der Informationsmaschine, die ihn keinen Augenblick ohne Nachricht oder Amusement lässt. Nun, in der Schweiz haben sich die beiden Konzepte kaum materialisiert;

wir haben weder eine Gesamtschule Steilshoop noch ein Centre Pompidou. Allenfalls im Technikum Windisch spürt man noch einen Hauch dieser vorweggenommenen Zukunft, die schon Vergangenheit ist.

Woran scheiterte der Traum? – Er war zu weitsichtig, und in den sechziger Jahren wusste man noch nicht, dass Weitsichtige ebenso fehlsichtig sind wie Kurzsichtige. Die Zukunft kann nicht vorweggenommen werden, weder materiell noch geistig. Die hochflexiblen, totalinstallierten Container, selbst in ihrer schwach ausgeprägten Form der «Aufbau- und Verfügungszentren», sind zu teuer: ihre vorhandene Flexibilität wird dort nicht ausgenützt, wo sie vorhanden ist, und dort, wo Neues einströmt, fehlt sie dann doch. Der Traum von der totalen Multifunktionalität scheint ausgeträumt. Dazulernen können wir noch dort, wo Experimente mit Flexibilität nicht hochinstalliert und teuer, sondern leicht und billig durchgeführt wurden.

Am entgegengesetzten Pol setzten in den sechziger Jahren alle Bewegungen ein, die der Architektur Ausdruck, Bedeutung und verstehbare Gestalt zurückgewinnen wollten. Sie nahmen auf ihre Weise an aktuellen, aus unserer Geistesgeschichte nicht mehr wegzudenkenden Diskussionen teil: Einmal an der Frage, ob es Semiotik gebe und ob sie eine anwendbare, im Entwurf zu verwendende Wissenschaft sei; sodann an der Diskussion über «Pop» und der Absicht, eine für das Volk verständliche Kultur- und Zeichensprache zu benutzen.

In der Schweiz haben sich diese Bestrebungen vor allem in der tessinischen Variante des italienischen Razionalismo niedergeschlagen. Diese Richtung stellt den eigentlichen Ruhm der Schweizer Architektur in dem zu Ende gegangenen Jahrzehnt dar. Wir meinen, dass davon allerhand noch in die achtziger Jahre mitzunehmen und weiterzuent-

wickeln sei. Zukunftsreich erscheinen uns die Bestrebungen vor allem dort, wo mit nachvollziehbaren Argumentationen gearbeitet wird, wo also Architektur verstanden wird als ein Umgehen mit Formen, welche durch historische Prozesse Bedeutungen erhalten haben und dadurch allgemeinverständliche Mitteilungen geworden sind. Wo aber versucht wird, Bedeutsamkeit lediglich dadurch zu evozieren, dass potentiell bedeutungsschwangere Formen in Beton gegossen werden, scheint mir die zeitliche Erträglichkeit der Bauwerke ebenso begrenzt wie die der in Mode kommenden willkürlichen «Zitate». Man sollte annehmen, dass nach dem Ende des internationalen Stils gerade in der Schweiz eine Möglichkeit der zukunftsreichen Anwendung regionalistischer Tendenzen bestehe. In der Tat hat sich ein grosser Zweig der deutschschweizerischen Architektur einer dorfbähnlichen Bauweise zugewandt, deren bekannteste Beispiele das Gemeindezentrum Muttenz und die Siedlung Seldwyla sind. Es ist nahezu sicher, dass uns auch das kommende Jahrzehnt vermehrt solche Lösungen bringen wird.

Die kritisierbaren Punkte dieser Architekturrichtung wurden schon mehrfach aufgezählt: zunächst formal das eklektische Aufnehmen von Bauformen unterschiedlicher regionaler Herkunft und ihre ahistorische Verwendung in Gegenden, welche gerade diese Motive nicht gekannt haben; schwerwiegender aber ist der Vorwurf falsch verstandener Idylle für eine mittelständische Gesellschaft, die die ökonomische Basis ihres Lebens in der Freizeit vergessen will. Sozial führen diese Siedlungen zu Wohlstandsgettos eines für einfache Leute unerreichen einfachen Lebens; technisch gleichen sie Windmühlen, die Ökologie vortäuschen sollen, aber mit Atomstrom betrieben werden.

Das tönt scharf angesichts der Leistung, die hier erbracht wurde: die Lei-

stung der emanzipatorischen Aufspren-
gung einer in sich verfestigten und zur
Routine gewordenen Bau- und Wohn-
weise. In den kommenden achtziger Jah-
ren aber sollte Regionalismus so verstan-
den werden, wie es die Engländer tun:
von ihrem Regionalismus lernen sie, wie
man Probleme löst, nicht, wie die einst-
maligen Probleme gelöst worden sind. In
diesem positiv gesetzten Verständnis des
Regionalismus läge auch eine Zukunft im
Hinblick auf die Anforderungen ökologi-
scher und energiesparender Bauweise.

Die Schweiz ist immer noch ein
Land mit einem extrem hohen Anteil von
Wohnungsmietern und einer entspre-
chenden kleinen Gruppe von Hausbesit-
zern. Das bedeutet, dass grossen Teilen
der Bevölkerung die Verfügbarkeit über
Bauten und die Verantwortung für Bau-
ten genommen ist, was zu einer Entfrem-
dung von der ganzen handwerklichen
und technischen Basis des Bauens führt:
Architektur wird zu einem Bilde, das
man anschauen soll. Um uns herum lie-
gen Länder, in welchen die Tradition des
Bauens noch oder schon wieder vermehrt
in den Händen des Laienpublikums ist.
Die Ergebnisse sind für uns nicht immer
erfreulich, wohl aber dienen sie der Auf-
hebung der Entfremdung und handwerk-
lichen Verdrummung: wer selber baut,
kann übers Bauen auch mitreden.

Dass mit dem Thema des Selber-
bauens und der damit verbundenen
Emanzipation des Bewohners ein Tabu
berührt wird, mit dessen Auflösung wir
es in den achtziger Jahren zu tun haben
werden, beweisen mehrere Vorfälle. Der
Versuch des Delegierten für Wohnungs-
bau in Bern, sich des Problems selber-
stellter und selbstverwalteter Wohnun-
gen anzunehmen, wurde nach einem er-
sten Anlauf vom hohen Bundesrat si-
stiert. In Belgien, einem mit unserer
Wirtschaftsstruktur verwandten Land,
entliess der Erziehungsminister 31 Archi-
tekturprofessoren, weil sie ihre Studen-
ten «einseitig» unterrichteten und nicht
genügend mit den Segnungen der Vorfab-
rikation bekannt machten. Wo so zuge-
schlagen wird, muss etwas an den Bestre-
bungen dran sein!

Ökologisches Bauen wäre ein Teil
des heute geforderten ökologischen Han-
delns. Auf diesem Gebiete wurde in der
Schweiz viel geschrieben und auch eini-
ges experimentiert, aber vielleicht nicht
immer in derjenigen Richtung, die einer-
seits weggeführt von hochzentralisierten
Systemen, andererseits dennoch eine ge-
wisse Breitenwirkung erlangt. Denn im

Grunde glaubt der Schweizer immer
noch, das Umweltproblem lasse sich der-
einst einmal unter Einsatz von mehr
Technik lösen, und er sieht nicht, dass
gerade die dazu notwendige Energie und
ihre Erzeugung das Umweltproblem her-
vorbringt. Notwendig ist also das Abge-
hen von gewissen Standards und Normen
und der neuerliche Einsatz der kleinen
und dezentralisierbaren Erfindung an-
stelle der grossen Routine.

Was mich in den siebziger Jahren
mit steigender Verärgerung erfüllte und
wo wir im kommenden Jahrzehnt be-
stimmt Veränderungen durchmachen
müssen, ist die offizielle Gartenkunst.
Gerade von einer erneuerten Gärtnerei
könnten doch Impulse ausgehen, die auf
mehreren Ebenen fruchtbar würden. Zu-
nächst auf der Ebene der Ökologie: im
Garten könnte der einzelne ohne beson-
deren Aufwand und ohne eine ausgeklü-
gelte Technologie und Wissenschaftlich-
keit Experimente mit Abfallverwertung,
Erzeugung von selbststeuernden Kreislä-
ufen und mit Energieeinsparung ma-
chen. Im Garten beginnt überdies auch
auf natürliche Weise das Selberbauen
und damit die Wiedergewinnung der Fä-
higkeit, über den eigenen Wohnraum zu
disponieren. Denn in der Verlängerung
der Wohnung nach aussen, sei dies auf
privates Gelände oder auf gemeinschaft-
lich verwaltetes, wie Höfe, Plätze und
Bürgersteige, liegt auch eine Reduktion
der Entfremdung und die Wiedergewin-
nung von Verantwortung und Verwal-
tungsfähigkeit in bezug auf das Aussen-
haus und später auf das Haus selbst.

Hier läge auch ein Ansatz zur de-
zentralisierten Verwaltung öffentlichen
Eigentums auf Nachbarschafts- und
Quartierebene. Ziel hiervon wäre eine
alternative Art, öffentliche Grünflächen
instand zu halten, anders als dies die
Stadtgärtnereien mit ihren Cotoneaster-
Pflanzungen und Blumenschlachtfeldern
tun: Ziel wäre das Stadtgrün ohne Stadt-
gärtner. Schliesslich könnte auf dem Feld
der Gärtnerei auch wieder künstlerischer
Ausdruck aufgebaut werden. Auch hier
ist die Schweiz in der Entwicklung zu-
rückgeblieben, und die Lektionen von
auswärts werden nicht aufgenommen und
sogar von den Berufsorganisationen der
Gärtner und Gartengestalter bekämpft.
Nachdem mit der Basler G 80 unsere of-
fizielle Gartenkunst noch einmal eine
Machtentfaltung durchgeführt haben
wird, müssen wir in den folgenden Jahren
unseren Rückstand in diesem Gestal-
tungszeitraum aufholen.

Die Diskussion über die achtziger
Jahre und was wir aus dem vergangenen
Jahrzehnt in das künftige hinübernehmen
können, hat in der Schweiz verhältnis-
mässig spät eingesetzt. Die retardieren-
den Elemente liegen weniger in der Ar-
chitektur als im «Bauwesen», in der Ein-
bettung der Architektur in die polit-öko-
nomische Routine, wie sie unser Bauen
weitgehend bestimmt. Im vergangenen
Jahrzehnt hat sich dieses Bauwesen im
wahrsten Sinne des Wortes ausgetobt.
Selbst dem baufreudigsten Baudirektor
ist heute klar geworden, dass er Bauten
vom Typus der ETH-Hönggerberg, des
Strickhofs, des Basler Theaters und des
Basler Kantonsspitals heute nicht mehr
durchsetzen könnte. Wo die Privatindu-
strie diese Tendenz noch fortsetzt, da
arbeitet sie gegen ihre langfristigen Inter-
essen und gegen die Wünsche eines Pu-
blikums, auf das sie letztlich angewiesen
ist.

Schon im vergangenen Jahrzehnt
hat die Kritik an zwei Stellen eingesetzt:
beim Massenwohnungsbau und beim
Städtebau. «Göhnerswil» war der Titel
einer Studentenarbeit, die erstmals auf
die Vorgänge im Wohnsektor aufmerk-
sam machte; heute wissen wir, dass unse-
re grösste Aufgabe im kommenden Jahr-
zehnt nicht der Wohnungsbau, sondern
die Verwendung des bestehenden Woh-
nungsbaus der fünfziger und sechziger
Jahre sein wird. Über die Grossiedlung
bei Rheinfelden, das einst umjubelte R
1000, haben die Mieter gleich zu Anfang
den Stab gebrochen: sie sind gar nicht
erst gekommen.

Die Wende im Städtebau kündete
sich in den Schweizer Städten mit dem
Kampf gegen die Tiefbahnen, U-Bahnen
und Stadtautobahnen an. Zuerst noch
vermochten die scheinbar «weitsichti-
gen» Fortschrittsparolen der Stadtpla-
nungsämter dem Publikum Sand in die
Augen zu streuen; nachdem aber einige
Volksabstimmungen eindeutig den Wi-
derstand der Stadtbewohner gegen eine
Stadtentwicklung gezeigt hatten, die dem
heute hier Ansässigen nichts bringt,
konnten die Stadtregierungen nur noch
durch Taktik, meistens Salamtaktik, ihre
Absichten fortsetzen. Aufgabe des kom-
menden Jahrzehntes ist es nicht nur, die
von der autogerechten Stadt geschlage-
nen Wunden im Stadtkörper zu heilen,
sondern auch zu verstehen, dass das
«Nein» der Stadtbewohner zu diesen
Dingen keine Obstruktion, sondern ein
«Ja» zu einer anderen Stadtplanung dar-
stellt.